

Heather Anastasiu  
Secrets

### *Buch*

Wut, Enttäuschung, Schmerz – Gefühle drohten die Menschheit auszulöschen. Ein Chip befreit sie nun von ihren schädlichen Emotionen. Denn selbstständig zu fühlen ist einfach zu gefährlich. Das erfährt Zoe am eigenen Leib, als plötzlich eine Störung an ihrem Chip auftritt. Zum allerersten Mal entstehen in ihrem Kopf eigene Gedanken und unaufhaltsame Gefühle. Zoe muss dieses Geheimnis um jeden Preis bewahren; sollte es gelüftet werden, droht ihr die Auslöschung. Doch dann gerät ihr Chip derart außer Kontrolle, dass sie sich nicht länger verstecken kann und für ihr Leben und ihre Freiheit kämpfen muss.

### *Autorin*

Heather Anastasiu ist in Texas aufgewachsen und lebt heute mit ihrer Familie in Minneapolis. Die passionierte Leserin liebt nichts so sehr wie Bücher, abgesehen von ihren zahlreichen Tattoos und ihren pinkfarbenen Haaren. Die dystopische Trilogie »Secrets« ist ihre erste selbstverfasste Romanserie.

HEATHER ANASTASIU

# SECRETS

ICH FÜHLE

ROMAN

Übersetzt von  
Katharina Woicke

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel »Glitch« bei St. Martin's Griffin, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2014

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2012 by Heather Anastasiu

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft

Redaktion: Alexander Groß

BL · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26873-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Cherie Haggard, meine Lehrerin in der vierten Klasse. Sie haben meine ersten dahingekritzelten Geschichten gelesen und mir, obwohl ich gerade erst elf Jahre alt war, gesagt, dass man meine Romane eines Tages veröffentlichen könnte. Sie haben mir geholfen, daran zu glauben, und nun ist er da, so viele Jahre später. Dieser Roman ist für Sie.

*Geheimnisse waren in der Gemeinschaft strikt untersagt. Natürlich war das nie zuvor ein Problem gewesen, denn wir waren nicht darauf programmiert, Geheimnisse zu haben. Geheimnisse waren der Grund dafür, dass Kriege begannen und der Planet beinahe zerstört worden wäre. Geheimnisse, Lügen und verhängnisvolle Leidenschaften. Doch wir wurden vor all dem gerettet. Wir folgten der Logik. Und Ordnung.*

*Geheimnisse waren schlecht. Eins zu bewahren war schlecht. Doch ich habe nun mehr als eines, gefährliche Geheimnisse, die sich vor mir auftürmen wie all die Lügen, die ich erzählen muss, um sie verborgen zu halten.*

# 1. KAPITEL

Diesmal spürte ich, dass es gleich passieren würde. Schnell schob ich meine Zeichnungen in den Schlitz, den ich in die Unterseite meiner Matratze geschnitten hatte, und umklammerte den metallenen Bettrahmen, um festen Halt zu haben, wenn mein Gehirn plötzlich in die *Verbindung* zurücksprang, in den *Link*.

Das Netzhaut-Display flackerte auf und ließ am Rand meines Sichtfelds Unmengen uninteressanter Daten ablaufen. Auch der Audio-Input war wieder online, ein leichtes Summen im Hintergrund. Einer nach dem anderen erloschen meine Sinne, der Kontakt zum *Link* ersetzte den Kontakt zur realen Welt. Im Nu verblasste das bisschen Farbe im Raum zu einem monotonen Grau. Tief sog ich die Luft ein und versuchte, die Gerüche meines kleinen, kahlen Zimmers festzuhalten – Antiseptika und Staub –, doch auch sie waren bei meinem nächsten Atemzug verloren.

Panik schnürte mir die Brust zusammen, als ich in der ansteigenden Flut des *Links* versank, aber ich verbarg sie hinter meiner absolut nichtssagenden Maske. Ich konnte nur froh sein, dass dies passierte, während ich mich allein in meinem Zimmer aufhielt, hier, wo ich sicher war. Ich hatte noch einiges an Übung nötig. Und so konzentrierte ich mich und ließ jeden einzelnen meiner Gesichtsmuskeln sich in perfekter, ausdrucksloser Leere entspannen, die nichts von dem Aufruhr verriet, der in mir tobte.

Die Störung hatte etwas mehr als eine Stunde ange-dauert. Kostbares Schweigen in meinem Kopf. Manchmal konnte ich mich gegen die schleichende Dumpfheit des *Links* wehren, aber an diesem Morgen hatte ich keine Zeit zu verschwenden. Die Störung hatte mich früh geweckt, eine Stunde, bevor mich die *Verbindung* normalerweise aufwachen ließ. Doch wenn ich noch länger trödelte, würde ich zu spät kommen.

Trotzdem erlaubte ich mir, kurz an der Zimmertür stehen zu bleiben und herausfordernd zu lächeln, für einen letzten, zu schnell vergehenden Moment, bevor mich die *Verbindung* vergessen ließ, was »Lächeln« war. Ich prüfte nach, ob mein Haar ordentlich saß, und streifte dabei mit den Fingern den Zugangsport am Halsansatz.

Mein Lächeln verblasste. Ein solcher Port wurde uns allen gleich nach der Geburt implantiert: schmal, nur ein paar Millimeter breit, nicht viel länger als ein Zentimeter. Bei anderen Leuten hatte ich gesehen, wie die Mikro-Glühfäden der hauchdünnen Drähte an beiden Enden flackerten, in rechteckigen Mustern, die durch die Membran leuchteten. Von diesem Port führte ein direkter Kontakt zum V-Chip an der Hirnbasis, durch den der *Link* entstand.

Ich strich mit meinen Fingern über den Port, zeichnete nervös die Unebenheiten nach. Was, wenn sich dort irgendetwas verändert hatte? Ich hatte nicht die geringste Möglichkeit, einen Blick darauf zu werfen, denn in der Gemeinschaft benötigten wir keine Spiegel. Vielleicht hatten die Glühfäden an meinem Nacken-Port aufgehört zu leuchten oder die Farbe gewechselt, oder der Port selbst war auffällig beschädigt. Schließlich musste es ja eine Erklärung dafür geben, dass ich so anders war, warum immer wieder solche Störungen bei mir auftra-



ten. Schnell zupfte ich an meinen langen Locken, zog sie sorgfältig über meinen Hals und den Port. Nur für den Fall.

Ich öffnete die Tür per Hand und ging fünf Schritte den Gang hinunter, bis zum größten Raum unserer Wohneinheit. Die Sichtanzeigen in meinem Netzhaut-Display tanzten am Rand meines Sichtfelds auf und ab, übermittelten mir unnötigerweise die Infos über dieses Zimmer: drei mal drei Meter lang und breit, Betonwände, ein einfacher Tisch und vier Stühle. Platz genug, um die Mahlzeiten vorzubereiten, zu essen und am Abend die in die Wand eingelassenen Übungsgeräte herauszuziehen. *Ein gesunder Körper für eine gesunde Gemeinschaft*. Diese Phrase aus unserem Gemeinschafts-Bekenntnis klang mir aus dem *Link* entgegen und schien in meinem Schädel hin und her zu schwirren.

Vater stand mit dem Rücken zu mir und bereitete das Frühstück zu. Ich hob eine Hand, um eine vorwitzige dunkle Locke hinter mein Ohr zu stecken. Ordentlich.

»Ich grüße dich, Vater.«

»Ich grüße dich, Zoel. Es ist deine Aufgabe, heute Morgen die Besorgungen zu erledigen, korrekt?« Er blickte nicht auf, während er die Proteinplätzchen aus der Aufwärmeinheit nahm. Dann gab er die Plätzchen zusammen mit gleich großen Portionen Knäckebrot auf vier weiße Teller.

»Korrekt, Vater.« Ich nahm die Teller und platzierte sie auf unserem winzigen quadratischen Tisch, in exakt gleichem Abstand und perfekt ausgerichtet vor den vier Stühlen.

Mein Bruder Markan, der gerade Platz genommen hatte, starrte abwesend an die Wand, offensichtlich abgedriftet zu den Video- und Audio-Nachrichten, mit de-

nen ihn die *Verbindung* fütterte. Nachrichten, die in all unseren Köpfen wie in Millionen schweigender Theater abgespult wurden.

Ich schaute vorsichtig zu ihm hin.

Er war dreizehn, vier Jahre jünger als ich. Er hatte bereits das Besteck herausgelegt und die Servietten zu ordentlichen Dreiecken gefaltet. Ordnung ist unsere Pflicht, Ordnung steht über allem.

Ich musterte ihn, suchte nach einer Spur jenes Lächelns, das ich heimlich an diesem Morgen in meinem Zimmer auf sein Gesicht gezeichnet hatte.

Wir sahen uns nicht ähnlich, aber ich konnte bestimmte Züge und Eigenschaften unserer Eltern in seinem Gesicht wiedererkennen, Eigenschaften, die man im Labor sorgfältig aus dem Genpool perfekter Vermehrungspartner ausgesucht und zusammengestellt hatte. Markan kam stärker nach unserem Vater, hatte die gleiche breite Nase und die schmalen Lippen, doch seine runden Wangen verrieten, wie jung er noch war.

Sein Gesicht war leer. Losgelöst. Ohne den Hauch eines Lächelns, ohne jede Emotion. Ihn zu beobachten war, als würde man in einen menschenleeren Raum schauen – Wände und Möbel waren perfekt angeordnet, aber es war kein Leben darin.

Sah ich auch so aus, wenn ich mich im *Link* verlor? Dieser Gedanke kam aus mir selbst, ein dünner Rauchfaden, der sich durch die dichte Nebelwolke der *Verbindung* schlängelte. Wenn ich nach einer der Störungen in den *Link* zurückgezogen wurde, war es, als schiebe sich eine Tür vor meinen Verstand, die meine Gedanken von mir abschnitt. Doch solange ich mich intensiv auf bestimmte Details konzentrierte, war es möglich, ein kleines Stückchen von mir selbst durch den Spalt glei-

ten zu lassen. Manchmal funktionierte es und manchmal nicht, aber ich hoffte, dass ich mit genug Übung eine Art Gleichgewicht zwischen mir selbst und der *Verbindung* finden würde. Mit diesem winzigen bisschen Kontrolle würde es mir vielleicht eines Tages gelingen, selbst zu bestimmen, wann ich aus dem *Link* glitt und wann nicht. Ich könnte es vor anderen verbergen. Sicher sein, ohne Zeugen. Sicher sein vor einer möglichen Deaktivierung.

So erfolgreich wie an diesem Morgen hatte ich noch nie auf eine Störung reagiert. Vor zehn Minuten war ich in die *Verbindung* zurückgekehrt, und immer noch konnte ich das Flüstern meiner vorbeihuschenden Gedanken inmitten des beständigen Geräuschpegels der *Link*-Nachrichten wahrnehmen.

Mein Blick richtete sich wieder auf meinen Bruder. Meine Gefühle waren nun wieder fast vollständig von der *Verbindung* gedämpft, doch mein Magen schnürte sich leicht zusammen, während ich Markan betrachtete. Es war eine seltsame Mischung aus Emotionen, die ich nicht genau definieren konnte – Traurigkeit, Kummer und Glück, alles auf einmal. Im einen Moment flackerten sie in aller Schärfe auf, doch schon im nächsten entglitten sie mir in der Gefühlsleere des *Links*.

Erst nachdem die Störungen begonnen hatten, nahm ich überhaupt Gefühle in mir wahr. »Bruder« schien mir plötzlich mehr zu sein als nur ein Wort. Ich malte mir aus, wie ich Markan anschaute und seine Hand nahm, wie ich ihn vor allem Bösen beschützte. Doch ich wusste, dass das unmöglich war. Noch eins von den vielen Dingen, die ich nicht ändern konnte. Aber tief in meinem Inneren klammerte ich mich an die Hoffnung, eines Tages könnte ich doch noch sehen, wie sein Ge-

sicht voller Wärme und Leben aufleuchtete. Genau so, wie ich es an diesem Morgen gezeichnet hatte.

Market Corridor. Die Drehscheibe unserer Untergrundstadt. Die U-Bahn kam mit zischenden Bremsen zum Stehen, spuckte wie exakt jede Viertelstunde ihre Passagiere aus, um sofort neue aufzunehmen. Ich holte tief Luft und blickte mich um. Es war so schrecklich voll wie immer, doch die Menschen, die ein- und ausstiegen, bewegten sich geordnet, in perfekten Reihen, auf genügend Abstand achtend. Ordnung ist unsere Pflicht, Ordnung steht über allem.

Hellgrüne Diagramme und Textinfos verflochten sich an den Rändern meines Sichtfelds, analysierten Maße und Mengen. Ich stieg aus der U-Bahn, wandte mich um achtzig Grad zur Seite und ging zwanzig Schritte hinüber zur Warteschlange vor der Brotausgabe.

Market Corridor war ein riesiger Tunnel mit hoher, gewölbter grauer Decke, die die schrillen Echos der Maschinen zurückwarf, genau wie den gleichmäßigen Tritt vieler Schuhe auf dem Boden. Die Bewohner schoben ihre Handgelenke über ID-Scanner, unterhielten sich kurz und zweckgebunden, ihre Stimmen flossen zu einem unterdrückten Summen zusammen.

Ausgabestellen säumten den Korridor zu beiden Seiten, boten all das, was ein Bewohner jemals brauchen mochte: Kleidung, Toilettenartikel, Proteinergänzungsnahrung, Knäckebrot, Bohnen, Reis, gelegentlich auch Zuweisungen von frischem Obst und Gemüse.

Ich hatte mich auf der Fahrt hierher in all das Grau sinken lassen. Meine eigenen Gedanken verschwammen, waren nicht länger greifbar. Unverwechselbare Bilder, Gerüche, alles war überdeckt von gleichgeschal-

teter Wahrnehmung. Die Schiebetür des *Links* hatte sich vollkommen geschlossen. Wie sie es irgendwann immer tat.

Ich schob mich bis zu dem Stapel leichter, zusammenfaltbarer Einkaufswagen vor, klappte einen auseinander. Aus den Augenwinkeln erhaschte ich einen Hauch von stumpfem Blau. Einige Regulatoren waren an den Wänden postiert. Ihre mächtigen Gestalten hielten schweigend Wache, wo immer Bürger in großer Anzahl zusammenkamen, unübersehbar mit ihren blauen Overalls und ihrer einschüchternden bionischen Ausstattung. Bei sämtlichen normalen Bewohnern war die eingepflanzte Hardware diskret verborgen, die Regulatoren jedoch besaßen eine schwere, glänzende Metallpanzerung zum Schutz ihrer Stirn, des Nackens und ihrer Arme. Doch Schutz wovor? Ich hatte keine Ahnung.

Früher hatte ich die Regulatoren kaum beachtet, doch wann immer ich nun unverbunden war, flößten sie mir Schrecken ein. Vielleicht, weil sie nach Anomalien Ausschau hielten. Nach Dingen, die nicht mehr richtig funktionierten. Dingen wie mir.

Ich schaute weg, mein Gesicht genauso leer wie die Gesichter all jener, die mich umgaben. Die Regulatoren suchten die Menge ab, schwenkten ihre Köpfe in gleichmäßigen, methodischen Bewegungen. Ihre Blicke folgten mir nicht, als ich an ihnen vorbeiging.

Drei ansteigende Töne erklangen in meinem Kopf, das Signal, dass die *Link*-Nachrichten gleich beginnen würden. Einen Moment lang erstarrten alle Bewohner. Leute hielten mitten im Schritt inne, die Arbeiter in den Ausgabestellen standen mit ausgestreckten Armen da, Kisten mit Nahrung und Vorräten in den Händen. Völliges Schweigen herrschte. Das Einzige, was sich bewegte,

war eine herabgefallene Bohne, die sich vor den Füßen eines Mannes drehte.

Dann, gleich nachdem die drei langgezogenen Töne geendet hatten, kam wieder Leben in die Menschen, als ob sie niemals angehalten hätten. Die *Link*-Nachrichten setzten ein. *Grippeimpfstoff 216 nächste Woche in der Ausgabestelle von Sektor Sechs verfügbar. Wasser weiterhin rationiert in Sektor Drei. Oberster Kanzler von Sektor Fünf kommt zu Besuch, um Handelsübereinkünfte zu diskutieren. Hütet euch vor Anomalien: Wer Anomalien beobachtet, ist verpflichtet, sie zu melden. Ordnung ist unsere Pflicht, Ordnung steht über allem.*

Anomalien. Damit meinten sie mich. Die Störungen bedeuteten, dass etwas in mir kaputtgegangen war. Ich erinnerte mich, andere Bewohner gesehen zu haben, die sich anormal verhielten. Einmal begann ein Mädchen in der Akademie unbeherrscht zu schreien; Wasser tropfte aus ihren Augen. Die Regulatoren stellten sie und zerrten sie weg, und eine Woche später kehrte sie zurück, wieder voll funktionsfähig. Besser als neu. Wenn ich mich selbst denunzierte, würden sie die Anomalie einfach beheben. Ich sollte mich melden, damit ich repariert wurde. Es war notwendig, dass ich repariert wurde.

Doch dann schwebte eine andere Erinnerung an die Oberfläche – an einen Jungen, den man ein paarmal wegen anormalen Verhaltens weggebracht hatte. Immer noch konnte ich sein Gesicht vor mir sehen, konnte sehen, wie er schrie und wegrannte. Die Regulatoren hatten ihn verfolgt, ihn zu Boden geworfen. Sie brachen ihm die Nase, und überall war so viel Blut...

Furcht stieg bei dieser Erinnerung in mir auf, durchbrach für einen Augenblick die solide Barriere der *Verbindung*, die meine Gefühle zum Schweigen brachte.

Fast hätte ich laut nach Luft geschnappt, konnte es im allerletzten Moment gerade noch verhindern. So etwas war mir noch nie zuvor passiert. Sobald der *Link* die totale Kontrolle übernahm, fühlte und dachte ich normalerweise gar nichts mehr, bis ich Tage oder Wochen später wieder aus der *Verbindung* entkam.

Ich drehte fast durch vor Panik. Verzweifelt bemühte ich mich, jedes Muskelzucken, jede Bewegung meiner Augen unter Kontrolle zu halten, während Angst durch meinen Körper jagte. Ich traute mich nicht, den Kopf zu drehen, beobachtete nur verstohlen die Leute, die in meiner Nähe standen. Die kleine Aluminiumscheibe, die subkutan in meinen Brustkorb eingesetzt war und mein Herz und meine Vitalfunktionen überwachte, vibrierte leicht als Reaktion auf meinen gesteigerten Herzschlag.

Die Bewohner in meiner Nähe hatten das Summen jedoch nicht bemerkt – zu tief waren sie in der *Verbindung* versunken –, doch ich wusste, dass der Monitor laut lospiepen und Alarm schlagen würde, wenn es mir nicht augenblicklich gelang, meine Panik unter Kontrolle zu bringen. All die Leute hier im Market Corridor wären gewarnt, dass ich mich anormal verhielt, vielleicht defekt war. Die Regulatoren, an denen ich eben noch vorbeigegangen war, würden mich fortzerren. Würde es mir wie dem Mädchen ergehen, würde ich repariert zurückkehren und der *Verbindung* nie mehr entinnen können? Oder erginge es mir wie dem Jungen, und ich käme nie wieder zurück? Diese Fragen verstärkten meine Panik nur.

Die *Link*-Nachrichten waren beendet, und drei weitere ansteigende Töne erklangen, leiteten das Gemeinschafts-Bekanntnis ein. Ich holte tief Luft und fiel in

Gedanken in das Credo ein: *Die Verbindung in der Gemeinschaft bedeutet Frieden. Wir sind eine höhere Stufe der Menschheit, denn wir leben in Gemeinschaft und betrachten Ordnung, Logik und Frieden als unser höchstes Gut. Gemeinschaft ist unsere Pflicht, Gemeinschaft steht über allem.*

Immer und immer wieder sagte ich in Gedanken das Bekenntnis auf, um mich in dem beruhigenden Stumpfsinn der Wiederholung zu verlieren. Langsam schloss und öffnete ich die Augen, versuchte, meinen Herzschlag genauso zu verlangsamen. Ich hatte dies geübt. Ich würde es schaffen. Meine Miene blieb ausdruckslos, doch ein Schweißtropfen löste sich von meiner Stirn und rollte langsam über mein Gesicht.

Wenn ich den Monitor auslöste, würde dies an das Zentralsystem gemeldet. Zwar führten individuelle Anomalien gewöhnlich nicht dazu, dass man sofort weggebracht wurde, denn meist wurde der Herzmonitor-Alarm durch Schmerz verursacht und nicht durch eine Fehlfunktion der Hardware. Schmerz war etwas, was wir immer noch empfinden durften, unserer Sicherheit wegen. Wie sonst konnte man Metallarbeiter davon abhalten, die heißen Öfen zu berühren und sich schwere Verbrennungen zuzuziehen, wenn sie keine Schmerzen verspürten?

Aber wiederholte Fehlfunktionen oder ein einzelnes, eindeutig als anormal erkennbares Ereignis führten unweigerlich dazu, dass ein Bewohner abgeholt wurde. Und eine Fehlfunktion in einem öffentlichen Bereich wie diesem, wo ich ganz klar keinem Schmerz ausgesetzt war, würde definitiv als anormal einzustufendes Ereignis betrachtet werden.

Ich wiederholte das Bekenntnis immer weiter, hielt



den Atem an und konzentrierte mich ganz darauf, meine Gesichtsmuskeln zu entspannen, so sorgfältig, wie ich es wagen konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Es schien Stunden zu dauern, doch schließlich spürte ich, wie die Vibrationen meines Herzmonitors nachließen und dann ganz aufhörten. Erleichterung ersetzte die Furcht. Ich wusste nicht, wie nahe ich daran gewesen war, den Alarm auszulösen, und ich wollte es auch nicht wissen. Der schmale Spalt, den der Ansturm der Angst in meinem Verstand aufgerissen hatte, begann sich wieder zu schließen, drängte jedes Empfinden zurück und führte mich erneut in die sichere Umarmung der *Verbindung*.

»Bewohnerin«, sagte eine Stimme sanft hinter mir.  
»Geh weiter.«

Ich blickte auf. Die Schlange hatte sich nach vorn geschoben, aber ich war stehen geblieben, ganz auf das Gemeinschafts-Bekenntnis konzentriert. Eilig schloss ich auf und drehte mich dann kurz nach dem Jungen um, der mich angesprochen hatte.

Er schien in meinem Alter zu sein, war groß und schlaksig, und seine Haut hatte die Farbe von warmer brauner Brotkruste. Obwohl der *Link* fortfuhr, das letzte bisschen meiner Wahrnehmungen auszulöschen, durchfuhr mich ein Ruck, als ich seine Augen sah. Augen von einem durchscheinenden Türkisblau, die lebhaft und lebendig wirkten. Selbst im zunehmenden Grau der *Verbindung* konnte ich *sehen* – konnte die Einzigartigkeit der Farbe sehen, die rund um seine Pupillen flackerte.

Im nächsten Moment schaute er fort, starrte geradeaus wie alle anderen.

Ich wandte mich um und richtete meinen Blick ebenfalls nach vorn, beunruhigt von der merkwürdigen Röte,

die meinen Hals hinaufkroch. Ich überlegte, ob der Junge hinter mir sie bemerken könnte. Überlegte, was das bedeuten mochte.

Ich war hoffnungslos unfähig, all diese neuen Emotionen zu verstehen und zu kontrollieren. Ich hatte sie zwar im Archiv für historische Texte nachgeschlagen und stellte mir nun nach und nach eine Liste zusammen, aber die meisten der historischen Texte beschrieben nur, wie all diese gefährlichen Gefühle zur nuklearen Zerstörung der Oberfläche geführt hatten, der Alten Welt. Trotzdem waren mir einige der Gefühle gar nicht so schrecklich erschienen, wie es geschildert wurde. Außer Furcht vielleicht.

Furcht war das erste Gefühl, das ich identifiziert hatte, und allmählich lernte ich zu unterscheiden zwischen Furcht und Nicht-Furcht, zwischen guten und schlechten Emotionen. Ich hatte auch zu träumen begonnen. Fast jede Nacht träumte ich von jenem Jungen, den immer wieder diese Störungen geplagt hatten – von seinen Schreien, dem Ausdruck auf seinem Gesicht, der Art, wie sich sein Körper auf dem Boden zusammenkrümmte. Er suchte mich in meinen Nächten heim. Manchmal schrie er in diesen Träumen meinen Namen.

Er ist nie mehr an die Akademie zurückgekehrt. Man hat ihn deaktiviert. Das ist keine Strafe oder als Abschreckung gedacht, denn es ist nicht vorgesehen, dass wir Bewohner Angst oder Schuld empfinden. Es ist einfach so: Wenn jemand so kaputt ist, dass er nicht mehr repariert werden kann, oder zu viele Mängel aufweist, um der Gemeinschaft weiter zu dienen, dann ist Deaktivierung die einzig logische Folge.

In zwei Wochen musste ich zum halbjährlichen Check-up meiner Hardware. Sie würden sie komplett

überprüfen, genau wie meine Erinnerungs-Chips. Für diesen Moment übte ich ja auch so hart: damit ich nicht während der diagnostischen Überwachung aus dem *Link* glitt, sondern in der Lage war, die Kontrolle über mich zu behalten. Aber ein Teil von mir wusste, dass sie meine Fehlfunktion wahrscheinlich trotzdem entdecken würden. Es war bloß eine Frage der Zeit, bis sie meine Erinnerungen scannten und den Beweis fanden für die Störung, die Zeichnungen und... und jene *andere* Sache, jenes Geheimnis, das viel zu groß war, viel zu schrecklich, um es zu verbergen.

»Ich grüße dich«, sagte der Mann hinter der Theke der Brotausgabe.

Ich blickte auf und merkte erst jetzt, dass ich an der Reihe war. »Ich grüße dich«, erwiderte ich. »Die Zweimonatsration, bitte.«

Er nickte und nahm die oberste Schachtel von dem Stapel hinter ihm. Dann deutete er auf das kleine Gerät neben der Durchreiche.

Ich hob meinen Arm und bewegte mein Handgelenk vor dem Gerät hin und her, hörte das kurze Piepen, das besagte, dass ich registriert war und die Zentraldatei die Kosten von unserem Familienkonto abbuchen würde.

Ich nahm die drei Schachteln von der Theke und stellte sie ordentlich in den Einkaufswagen. Dann ging ich weiter, sorgfältig darauf achtend, mein Gesicht ausdruckslos zu halten. Beim nächsten Mal, wenn ich der *Verbindung* entkam, würde ich mich an das Papier erinnern, in das das Brot eingewickelt war – es war perfekt zum Zeichnen. Drei Schachteln voller Brot, das bedeutete zwölf Blatt Papier. Es war zu riskant, auf meinem Digi-Tablet zu zeichnen – jeder Strich, den ich tat, würde gespeichert bleiben. Doch Papier konnte man ver-

bergen. Papier konnte ein Geheimnis bewahren. So wie der Stapel Blätter, der in meiner Matratze versteckt war.

Ich zog den Wagen hinter mir her und reihte mich in die nächste Schlange vor der Protein-Ausgabestelle ein. Ich betrachtete das warme Dunkelbraun der Proteinplätzchen. Farbe. So war ich zum ersten Mal aus dem *Link* geglitten: als mir an der Akademie das grellrote Haar eines Schülers auffiel. Ich war wie erstarrt, als die schockierende Farbe das endlose Grau durchbrach, fröhlich auf und ab wippte inmitten des Meeres grauer Köpfe, das durch den Flur schwappte. Es dauerte nur einen Moment, höchstens dreißig Sekunden, aber es hatte etwas in mir wachgerüttelt. Etwas Neues.

Danach traten die Störungen immer häufiger auf und hielten auch länger an. Ich nahm das Grün eines Spinatblatts wahr, die sanften Braun- und Cremetöne menschlicher Haut, die unterschiedlichen Farben von Haar und Augen ... Unwillkürlich blickte ich zurück, dorthin, wo ich den Jungen mit den blaugrünen Augen zuletzt gesehen hatte, doch er war nicht mehr da. Aber ich hatte eine neue Farbe, die ich meiner kurzen Liste hinzufügen konnte.

Emotionen waren das Nächste, was die Störungen mit sich brachten, doch noch immer verstand ich nicht, *was* ich empfand. Wie zum Beispiel, wenn ich nach einem besonders schlechten Traum nachts durch unsere dunkle Wohneinheit schlich, leise die Tür zum Zimmer meines Bruders aufschob und beobachtete, wie er schlief: das Gesicht entspannt, einen Arm über den Kopf gelegt. Wenn ich ihn so betrachtete, spürte ich ein merkwürdiges Brennen hinter meinen Augen, und meine Brust schnürte sich zusammen, bis ich kaum noch atmen konnte. Was ich empfand, war weder Glück noch

Traurigkeit, und ich wusste nicht, wie ich es nennen sollte. Es weckte nur das Bedürfnis in mir, ihn zu beschützen.

Doch beschützen wovor? Die Gemeinschaft war der sicherste Ort, den es je gegeben hatte. Die einzige Gefahr in dieser Welt war *ich*. Das Schuldgefühl, defekt zu sein, folgte mir wie ein Schatten, wohin auch immer ich ging.

Als der Bewohner vor mir vorrückte, schob auch ich mich weiter in der Reihe nach vorn. Die barbarische Alte Welt war früher einmal voller Leute wie mir gewesen. Die gesamte menschliche Rasse hatte genau die Emotionen und Wünsche empfunden, die auch ich nun verspürte, und mit ihrer Gier und ihrem Zorn, ihrem Hass und ihrer Gleichgültigkeit hatten sie die Erde beinahe zerstört. Sie führten Krieg, bis aus den Wolken toxische Asche regnete und die Chemikalien ihre Augäpfel in den Augenhöhlen verbrennen ließen und ihre Haut sich ablöste wie die Schale von Pellkartoffeln. Alles war so vergiftet, dass wir nie mehr zurückkehren konnten. In sämtlichen Einzelheiten zeigten die Bilder in unseren Geschichtsbüchern, was geschehen war, hielten detailliert die Erinnerungen an die Schrecken der Alten Welt wach.

Diejenigen, die vorhergesehen hatten, was passieren würde, begannen unter der Erde die Tunnel anzulegen, pflanzten systematisch die Zukunft der Menschheit. Nur ein geringer Prozentsatz überlebte. Wir wurden eine logische, ordnungsliebende Rasse – die Abkömmlinge jener Überlebenden, die die schlimmsten menschlichen Emotionen und die Zerstörung miterlebt hatten. Wir hatten unsere Lektionen aus der Vergangenheit gelernt und endlich das Tier im Menschen vernichtet. Wir schützten uns selbst, löschten das aus, was uns gefährlich machte,

und schufen uns neu. Der Erste Kanzler nannte uns eine höhere Stufe der Menschheit. Wir leben allein für Ordnung und Logik. Wir leben in Gemeinschaft.

Und hier stand ich nun, eine Verräterin, die sich zwischen die sicheren Mauern der Gemeinschaft duckte. Eine einsame Person, die genau jene Emotionen in sich wachsen ließ, die die Oberfläche für immer unbewohnbar gemacht hatten. Ich war wie eine tickende Bombe, und es war nur eine Frage der Zeit, bis das Böse der menschlichen Gefühle die Kontrolle übernahm. Wie viel würde ich zerstören, bevor sie mich schnappten und unschädlich machten? Ich sollte mich selbst anzeigen.

Jetzt.

Jetzt, in diesem Moment.

Ich blickte mich um. Die Regulatoren waren nur zehn Schritte entfernt. Langsam und effizient suchten sie alles ab, während sie mit ihren schweren Metallstiefeln durch die Menge patrouillierten.

Nur ein paar Worte, und ich wäre frei von all den Geheimnissen und Lügen.

Es wäre so einfach. Es war das Richtige. Ich wäre erlöst von all den Geheimnissen, die mich niederdrückten. Ich könnte wieder ein funktionierendes Mitglied der Gemeinschaft sein.

Meine Hände ließen den Griff des Wagens los. Meine Beine machten wie von selbst ein paar Schritte auf den Regulator zu, der mir am nächsten war, fast so, als hätten sie die ganze Zeit nur darauf gewartet, dass dieser Augenblick endlich kommen würde.

Aber halt, ich durfte es nicht tun.

Es gab einen Grund, der mich daran hinderte. Einen sehr wichtigen Grund. Ich blinzelte ein paar Mal, und dann fiel es mir wieder ein. Da war *diese Sache* – diese

eine Sache, die sie auf keinen Fall herausfinden durften, denn sonst würden sie mich sofort zerstören, mich deaktivieren.

*Aber die Gemeinschaft steht immer über allem ...*

Ich war eine Anomalie, eine Gefahr für die Gemeinschaft. Ich musste repariert werden. Erneut wandte ich mich den Regulatoren zu, wartete darauf, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen und mich selbst zu denunzieren.

Irgendwo in meinem Kopf meldete sich eine warnende Stimme, doch sie war zu leise im Vergleich mit dem klaren, starken Strom an Information, der durch den *Link* floss.

Einer der Regulatoren hatte das Ende einer Warteschlange erreicht und wandte sich langsam um, um in meine Richtung weiterzugehen. Ein paar Schritte noch, und sein Kopf würde in meine Richtung schwenken. Ich würde ihn ganz ruhig auf mich aufmerksam machen und melden, dass ich überprüft werden musste. Nur noch ein paar Schritte.

Doch plötzlich begann die Stimme in meinem Kopf zu schreien. Und dann, als hätte ich mich unter Wasser befunden und würde unvermittelt die Oberfläche durchbrechen, entkam ich aus der *Verbindung*.

Das Netzhaut-Display flackerte und verschwand, das stete Summen, das durch meinen Verstand hallte, verstummte abrupt, Stille kehrte in meinen Kopf zurück. Ich konnte wieder atmen. Und im gleichen Moment spürte ich, wie meine Wahrnehmung sich ausdehnte, wie Farbe und Klang und Sinnesempfindungen in mich zurückkehrten, mich mit einer Fülle von Gerüchen und Lauten überschwemmt.

Neben mir hörte ich ein lautes Krachen.

Überrascht wandte ich mich um und sah, dass sich

zwei der elektrischen, voll beladenen Lastkarren ineinander verkeilt hatten und zwischen Reihen aufgestapelter Kartons zur Seite gekippt waren. Einer der Stapel begann zu schwanken und fiel, die Kartons rissen auf, Reis rieselte auf die Schuhe eines Bewohners. Er blickte kurz nach unten, bevor er gleichgültig zur Seite trat.

Niemand sonst zeigte sich erstaunt. Sie waren nicht in der Lage dazu. Aber ich war es, ich empfand Überraschung, Furcht und Entsetzen. Gefühle strömten auf mich ein, viel zu schnell. Ich war nicht sicher, ob es mir wirklich gelang, eine dieser Emotionen nach außen hin zu verbergen, bevor die nächste über mich hereinbrach.

Eins stand fest – meine Störung war viel zu heftig für solch einen öffentlichen Ort. Irgendjemandem würde ich garantiert auffallen, man würde mich melden. Ich musste von hier verschwinden. *Sofort*. Mir war egal, dass ich nicht alle Besorgungen erledigt hatte. Ich hatte viel zu viel Angst, um noch länger hierzubleiben, umzingelt von diesem Meer grau gekleideter Körper, und zuzuschauen, wie einige sich gelassen hinknieten und den verschütteten Reis beseitigten, während ich das Gefühl hatte zu ersticken. Fest umklammerte ich den Griff meines Einkaufswagens, um zu verbergen, wie sehr meine Finger zitterten.

Der Regulator kam herübergestapft, um die Unordnung zu begutachten. Er scannte die Menge, doch die meisten Bewohner hatten sich bereits abgewandt, machten einen Bogen um den verschütteten Reis und reihten sich in andere Warteschlangen ein.

Auch ich verdrückte mich unauffällig, zog meinen Einkaufswagen aus der Schlange und hielt auf die U-Bahn zu. Erst in diesem Moment wurde mir bewusst,



dass die Störung im gleichen Moment eingesetzt hatte, als die Karren zusammengestoßen waren.

Ständig war irgendetwas mit den elektrischen Karren nicht in Ordnung. Na ja, nicht ständig, aber ziemlich oft. Ich meine, es gab wirklich keinen Grund zu glauben, dass der »Unfall« etwas mit mir zu tun gehabt haben könnte.

Der schnittige schwarze Zug fuhr gerade ein, als ich meinen Wagen an den Rand des Bahnsteigs schob. Ich stieg ein, froh über die Ablenkung, und suchte mir einen freien Platz auf der gegenüberliegenden Seite.

Der Kommunikator unter der Haut meines Unterarms leuchtete auf, als ich ihn berührte, und ich schickte meinen Eltern schnell eine Nachricht, dass ich mich nicht wohlfühlte und es nicht geschafft hatte, alles zu erledigen. Ich wusste, dass dann zu Hause ein Gesundheitscheck auf mich warten würde, aber ich würde einfach behaupten, dass ich vergessen hätte, meine tägliche Ration Vitamine mitzunehmen. Ich zog die Dosis aus meiner Tasche und ließ sie diskret in einem Müllbeseitiger verschwinden.

Ich malte mir aus, wie leicht mir diese Lüge über die Lippen kommen würde. Ich wurde immer besser im Lügen. Anfangs hatte ich es ziemlich seltsam gefunden, das Gegenteil von dem zu sagen, was die Wahrheit war. Sich den klaren Anweisungen der Gemeinschafts-Gebote zu widersetzen, Ungehorsam zu zeigen, und sei es nur durch mein Schweigen. *Wer Anomalien beobachtet, ist verpflichtet, sie zu melden.*

Ich schluckte hart, schaute mich in dem ungewohnten Schweigen um, ohne die *Verbindung* in meinem Kopf. Wenn der *Link* mich nicht benebelte, wirkte alles so viel klarer: das, was ich sah, was ich hörte, was ich

roch. Es war aufregend und schockierend und furcht-einflößend. Ich wusste, dass meine Emotionen zu stark geworden waren. Sie waren eine Gefahr für die Gemeinschaft. Sie waren eine Gefahr für mich.

Trotzdem, ich wollte Farben. Ich wollte mich am Glück berauschen, selbst wenn das bedeutete, dass ich dafür das Gewicht von Furcht und Schuld tragen musste. Ich wollte leben. Und daraus folgte, dass ich meine Fluchten aus der *Verbindung* nicht aufgeben konnte. Zumindest jetzt noch nicht. Ein bisschen wollte ich es noch genießen. Anfangs hatte ich mir jeden Tag, wenn ich aufstand, gesagt: Vielleicht melde ich mich morgen. Aber dann war jedes »morgen« zu einem weiteren »nicht heute« geworden, und nun, nach zwei Monaten, hatte ich mich immer noch nicht selbst angezeigt. Auch wenn es mir nicht sonderlich gefiel, waren all die Lügen und Geheimnisse inzwischen zu meinem Leben geworden.

## 2. KAPITEL

Ich war komplett mit dem *Link* verbunden, als ich am nächsten Morgen durch die Flure unserer Wohngebäudeinheit ging. Ich hob mein Handgelenk und bewegte es vor dem Sensor, um das vordere Tor zu öffnen. Ein kurzer Leuchtimpuls erschien, und die Tür glitt in die Wand, wobei die eingeschlossene Luft mit einem leisen Zischen entwich. Überall in unserer Untergrundstadt wurde die Luftqualität sorgfältig überwacht, in jedem Gebäude, das tief in die Erde gegraben war, und jedem der Verbindungstunnel.

Ich machte zwei Schritte und betrat den kleinen Zugangsraum. Erst nachdem sich die Tür hermetisch hinter mir geschlossen hatte, gab mir die vordere den Zugang zum Tunnelsystem frei. Ich richtete den Schultergurt der Tasche, in der mein Schul-Tablet steckte. Drei ansteigende Töne kündigten mir an, dass gleich die *Link*-Nachrichten beginnen würden – aber ich hielt nicht in meinen Bewegungen inne. Stattdessen überkam mich die inzwischen vertraute Flut von Sinneseindrücken. Keine *Link*-Infos mehr am Rand meines Sichtfelds. Keine Stimmen mehr in meinem Kopf.

Ich war aus der *Verbindung* gegelitten.

Ich lächelte, atmete erleichtert aus und dehnte meinen Hals. Obwohl mir bewusst war, dass ich nun besonders achtsam sein musste, bis ich in den *Link* zurückglitt, war ich froh, dass mein Kopf wieder mir allein

gehörte. Zwar empfand ich ein leichtes Unbehagen, weil die Störungen plötzlich so häufig auftraten, aber darüber konnte ich mir jetzt keine Gedanken machen. Ich wusste nie, wie lange eine Störung anhalten oder wie lange es dauern würde, bis die nächste auftrat, und ich wollte mir die kostbare Zeit der Freiheit nicht durch Furcht oder Sorgen verderben.

Ich trat in den schmalen, weiß getünchten Tunnel und blickte mich um. Ich war allein, und so konnte ich trödeln und meinen Blick schweifen lassen. Die Wände um mich herum bestanden aus Beton und Aluminium, und ich konnte plötzlich die leichten Unterschiede in der Farbe und den Materialien erkennen. Ich atmete den trockenen Geruch von alter Farbe und Staub ein. Ich hörte beim Gehen das leise Rascheln meiner Hosenbeine, lauschte dem Geräusch, das meine Schuhe machten – Laute, die in dem ein Meter breiten Tunnel widerhallten.

Ich blickte mich erneut um, aber immer noch tauchte niemand anders auf, und so strich ich, während ich weiterging, mit den Fingerspitzen über die raue Oberfläche der Wände, ließ sie einen Moment auf dem kühlen Aluminium der Zugangstüren zu den Wohngebäuden liegen.

Noch ein Moment des Zögerns, dann straffte ich die Schultern, nahm die perfekte Haltung ein und passierte einen kleinen Torbogen, durch den man in den viel breiteren Zugangstunnel zur U-Bahn gelangte.

Das Tunnelnetz unserer Gebäudeeinheit lag auf Untererbene 2, fast auf gleicher Höhe mit der zentralen U-Bahn-Station. Grau gekleidete Bewohner traten aus den anderen Zugangstunneln und reihten sich schweigend in den Menschenstrom ein, der sich durch den niedrigen Tunnel schob.

Das Klacken der schwarzen Absätze wurde vom Betonboden und den Wänden zurückgeworfen und erinnerte mich an jenen Sturm, den ich vor fast zwei Monaten miterlebt hatte. Ein Rohr war geborsten, die niedriger liegenden Ebenen meiner Schule wurden überflutet, und so hatte man uns in einen der wenigen Räume auf Unterebene 0 gebracht.

Wir befanden uns dort in der höchsten Ebene, knapp unterhalb der Oberfläche, in einem Raum mit niedriger Decke. Böen trieben toxischen Regen und giftige Asche gegen die Decke. Bis dahin war die Oberfläche für mich lediglich eine abstrakte Vorstellung gewesen, doch plötzlich erschien sie mir viel zu real.

Dann kam der Donner. Und ich erlebte zum ersten Mal echten Schrecken – tausendmal schlimmer als Furcht. Ich schrak vor dem Geräusch zurück, massierte mir den Brustkorb, der sich immer enger zusammenschnürte. Und es war auch das erste Mal, dass mein Herzmonitor in aller Öffentlichkeit losschrillte. Ich zwang mich, wieder ruhig zu werden, schnell genug, dass ich nicht zur sofortigen Diagnose weggebracht wurde, doch es war das laute Prasseln des Regens, das den Alarm übertönte. Ich malte mir nie wieder aus, wie die Oberfläche wohl sein mochte. Es musste sich um einen furchteinflößenden Ort handeln.

Ich versuchte, die Erinnerung an den Sturm zu verdrängen, indem ich mich in den roboterhaften Rhythmus der Schritte fallen ließ. Ich musterte die Köpfe der Menschen vor mir, versuchte, mir all die Farben und Strukturen einzuprägen. Das lenkte mich während der achthundert Meter ab, die wir zurücklegen mussten. Erst als die Leute vor mir langsamer wurden, merkte ich, dass wir die U-Bahn-Station erreicht hatten.

Ich betrachtete den breiten Bahnsteig und die hohe Betondecke, die sich über den Schienen wölbte. Die Weite der U-Bahn-Stationen verursachte mir stets Unbehagen. Die Luft hier schien immer ein wenig dünner zu sein, und ich fragte mich, wie genau man wohl die Luftqualität in einem so riesigen Raum regulieren konnte. Decke und Wände reichten gut neun Meter über unsere Köpfe hinauf.

Die Leute standen da wie Statuen, während sie darauf warteten, dass die U-Bahn sie zur Arbeit oder in die Schule brachte – alle bis auf ein kleines blondes Mädchen, das an der Hand seiner Mutter zog.

Mein Blick glitt beklommen zu den Regulatoren, die nahe bei den hinteren Säulen standen.

Die Kleine hüpfte ausgelassen auf und ab, kicherte, wenn ihre Füße den Beton berührten. Ihre Bewegungen passten kein bisschen zu ihrem gestärkten grauen Anzug. Der Klang ihrer Füße und ihres Lachens hallte durch den Tunnel. Ich versuchte, mir ihr Gesicht einzuprägen, damit ich es später zeichnen konnte. Sie war so hübsch, so *lebendig*. Ich fühlte mich ganz unbeschwert, während ich ihr zuschaute.

In unseren Schultexten wurden die Emotionen der Alten Welt als kindisch bezeichnet. Kinder glitten ab und zu aus der *Verbindung*, weil die Hardware ihrer V-Chips mit der schnellen Entwicklung der Kleinen nicht immer Schritt halten konnte. Es war schwierig, das richtige Maß an Kontrolle für sie zu finden. Zu viel Beeinflussung durch den V-Chip, und ihr Gehirn würde sich nicht zu dem eines vollwertigen Erwachsenen entwickeln. Ein simpler Download von Informationen jedoch hatte die Betroffenen schwachsinnig werden lassen – man sah sich gezwungen, sie zu deaktivieren. Die

menschlichen Gehirnzellen mussten aktiv bleiben, sonst verkümmerten sie.

Deshalb mussten wir zur Akademie gehen, bis wir mit achtzehn das Alter erreichten, um in den Arbeitsprozess einzutreten. Dann erhielten wir den letzten V-Chip, den Erwachsenen-Chip, der totale Kontrolle bedeutete und uns für den Rest unseres Lebens davor schützte, aus dem Link zu gleiten.

Die Menschen strafften sich, standen wachsamer da, als sie das Rattern eines sich nähernden Zuges hörten. Ich blickte auf die Uhr, die an der Wand hing, und versuchte, mich unauffällig weiter nach vorn durch die Menge zu schieben. Ich würde zu spät in die Schule kommen, wenn ich diesen Zug nicht nahm. Und ich konnte es nicht riskieren, durch anormales Benehmen aufzufallen, in irgendeiner Form noch mehr Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Unabsichtlich rempelte ich einen Mann an der Schulter an, und er betrachtete mich viel zu genau. Ich wurde langsamer und machte mein Gesicht leer – hier war doch nichts anormal, oder? Nur eine ganz normale Bewohnerin, die auf den Zug wartete.

Er hielt inne, zögerte, dann blickte er weg.

Aus den Augenwinkeln sah ich, dass das blonde Mädchen immer noch herumhüpfte, obwohl der Zug sich näherte. Die Mutter winkte der Kleinen, dass sie zu ihr kommen solle. Als das Mädchen nicht reagierte, rief sie es beim Namen.

Ich konnte die Stimme der Mutter über dem Lärm der heranrollenden U-Bahn nicht hören, und offensichtlich hörte auch die Kleine sie nicht. Sie tanzte weiterhin herum. Ganz nah am Rand des Bahnsteigs. Viel zu nahe.

Ich riskierte einen weiteren Blick auf die in der Nähe

stehenden Regulatoren, doch sie hatten sich nicht gerührt. Sie waren nicht darauf programmiert, Unfälle zu verhindern, und Kinder, die aus der Verbindung geglitten waren, wurden nicht automatisch entfernt.

Ich sah wieder zu der Kleinen hin, spürte, wie sich Panik in mir ausbreitete. Sie wirbelte näher an den Abgrund, die Arme ausgebreitet, die Augen geschlossen.

Der Zug bog um die Kurve. Die Mutter streckte die Hand aus, und fast wäre es ihr gelungen, die Jacke der Kleinen zu packen. Doch das Mädchen hüpfte gerade in diesem Moment außer Reichweite und rutschte mit einem Fuß von der Bahnsteigkante ab.

Die Kleine taumelte, kippte nach hinten, auf die Schienen zu. Keine Furcht lag auf ihrem Gesicht, lediglich dieses ahnungslose kleine Lächeln.

»Nein!«, schrie ich und streckte unwillkürlich die Hand aus. Genau wie ihre Mutter, doch die war zu langsam. Der Lärm des Zuges war ohrenbetäubend, über-tönte meinen Aufschrei.

In dem Moment tat ich es – das, was ich mir geschworen hatte, nie mehr zu tun. Damit ich das Geheimnis bewahren konnte, von dem ich mir so verzweifelt einzureden versuchte, dass es gar nicht existierte. Ich meine, so etwas ist schlicht und einfach nicht möglich. Nicht logisch. Aber ich tat es nun, ohne nachzudenken oder mir Rechenschaft darüber abzulegen, dass ich wie selbstverständlich davon ausging, es würde funktionieren. Ich griff mit meinem Verstand nach dem Mädchen.

In den Bruchteilen von Sekunden, in denen sie fiel, umfasste ich ihre Umrisse. Ich hörte dieses unverkennbare hohe Summen in meinen Ohren und konzentrierte mich auf die Linien und Flächen ihres Gesichts, den kantigen Schnitt ihres Anzugs, die winzigen Kurven ih-



rer Füße. Jeden einzelnen Teil von ihr umhüllte ich mit der unsichtbaren Kraft meines Willens.

Und dann zog ich.

Mitten im Fall änderte sich die Richtung ihrer Bewegung, sie flog zurück auf den Bahnsteig, eine Sekunde nur, bevor der Zug vorbeirauschte und die Bremsen zu kreischen begannen, als er langsamer wurde. Die Mutter fing sie auf, strich ihr den Anzug glatt, so gelassen, als ob nicht das Geringste passiert wäre.

Erleichterung überwältigte mich. Ich hatte es getan. Ich hatte sie gerettet. Sie war sicher.

Doch nun richteten sich Blicke auf mich. Mehrere Bewohner starrten mich direkt an, und nachdem der Zug endlich zum Stehen gekommen war, erklang das Piepen meines Herzmonitors laut in der Stille.

Ich sah zu Boden, versuchte die Furcht, die mich fast zerriss, zum Schweigen zu bringen. Ich stellte mich zum Einsteigen an, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre, als ob mein Herzschlag nicht immer noch Alarm gäbe, unnatürlich laut, während schweigende Bewohner mit geordneten Bewegungen in die U-Bahn stiegen.

Ich konzentrierte mich auf meine Übungen. Langsam, gleichmäßig atmen, das Gemeinschafts-Bekenntnis auf-sagen, meine Miene unbewegt halten.

Ein paar Leute tippten etwas in ihren subkutanen Kommunikator. Wahrscheinlich meldeten sie mich. Meldeten mein anormales Verhalten: meinen Aufschrei und den Ausdruck auf meinem Gesicht, offensichtlich Panik, als ich vergeblich versucht hatte, nach dem Mädchen zu greifen.

Ich blickte mich um, hielt Ausschau nach Regulatoren, die auf mich zukamen. Dann entdeckte ich einen. Ganz still stand er da, inmitten der sich bewegenden

den grauen Körper, den Blick fest auf mich gerichtet. Er wirkte nicht uninteressiert, als er mich beobachtete, und dann begann er, sich in meine Richtung zu bewegen.

Ein Entkommen war nicht möglich, aber ich konnte nicht anders, ich musste es wagen. Eilig stieg ich in den Zug, wich von der Tür zurück, so weit ich konnte, ohne noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Ich drehte mich nach dem Regulator um, doch in der Menge, die in den Zug strömte, konnte ich ihn nirgendwo erkennen.

Ich bemühte mich, ruhig und desinteressiert zu erscheinen, mit der Menge zu verschmelzen. Der Regulator hatte keinen Grund, mich festzuhalten. Mein Herzmonitor hatte nicht allzu lange gepiept, und niemand würde eine Verbindung herstellen zwischen meinem Aufschrei und dem Kind, das gleich darauf auf den Bahnsteig zurückkatapultiert worden war. Ganz bestimmt würden sie das nicht tun. Ich konnte es ja selbst kaum glauben. Logisch gesehen war das vollkommen unmöglich. Deshalb hatte ich es ja auch vor mir selbst verleugnet, obwohl es mir bereits ein paarmal passiert war. Wie etwa, als die Haarbürste quer durch den Raum in meine Hand flog, nur weil ich daran gedacht hatte. Oder das Glas, das vom Küchentisch fiel und das ich unwillkürlich mit meinen Gedanken aufgefangen hatte, bevor es auf dem Boden zersplittern konnte. Oder die Lastkarren im Market Corridor.

Die Türen schlossen sich, und das Luftfiltersystem summte, als der Zug langsam anfuhr. Ich sah mich verstoßen um, wobei ich versuchte, vollkommen desinteressiert und leer dreinzublicken. Falls sich der Regulator im Zug befand, hatte ich keine Chance zu entkommen.

Aber ich konnte ihn nirgendwo entdecken. Die Ge-

sichter der anderen Bewohner wirkten wieder abwesend und gleichgültig. Sie standen in gleichmäßigen Abständen da, hielten sich an den Stangen fest, die vom Boden bis zur Decke reichten und überall im Wagen eingelassen waren. Der Vorfall mit dem Mädchen war vollkommen vergessen. Ich war sicher.

Ich atmete tief durch, um meine aufgewühlten Nerven zu beruhigen. Doch dann fiel mein Blick inmitten all der leeren Gesichter auf ein Paar blaugrüner Augen. Es versetzte mir einen Schock, als ich begriff, dass es der Junge war, dem ich am vergangenen Tag im Market Corridor begegnet war. Und der mich nun direkt ansah.

Er war groß und dünn, sein Haar so dunkel, dass es fast schwarz wirkte, und seine Augen starrten mich mit einer solchen Intensität an, dass sie sich durch meine Haut zu brennen schienen. Wie viel hatte er mitbekommen? Warum blickte er mich weiterhin an, wenn die Gesichter der anderen ausdruckslos geworden waren?

Ganz still stand ich da, klammerte mich an die Stange, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und starrte auf das dunkle, abgerundete Fenster der U-Bahn. Ich hoffte, dass meine Augen glasig erschienen, denn meine Gefühle waren erneut in Aufruhr geraten.

War es möglich, dass er von ... dieser *Sache* wusste? Von dem, wozu ich in der Lage war? Würde er mich melden? Und wenn ja, was würde dann mit mir geschehen? Würden sie mich deaktivieren? Um mein Gehirn zu sezieren, damit sie herausfanden, wie es funktionierte? Oder würden sie mich einfach deaktivieren und meine defekte Hardware im Müll entsorgen?

Es gab zu viele Fragen, die ich nicht beantworten konnte.

Ich kniff die Augen zusammen, um das verwirrende

Durcheinander meiner Ängste zu stoppen, doch dann fiel mir ein, dass das anormal erscheinen könnte. Ich starrte wieder auf das Fenster, war für den Rest der Fahrt zur Akademie ganz zittrig vor nervöser Anspannung. Ich wollte nur noch raus aus diesem Zug und alles vergessen, das, was auf dem Bahnsteig geschehen war, und den Jungen mit den durchdringenden Augen.

Doch als der Zug an der Station hielt, sah ich, wie der Junge ebenfalls zur Tür ging. Meine Augen weiteten sich, bevor ich es verhindern konnte. Folgte er mir?

Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich ihn schon einmal in der Akademie oder im Zug gesehen hatte. Ich wusste es nicht. Ich verbrachte so viel Zeit damit, so zu tun, als verhielte ich mich normal, dass ich manchmal nicht auf die Menschen um mich herum achtete.

Ich stieg aus und reihte mich in den Strom der Schüler ein, die durch den Tunnel zum Eingang der Akademie strebten. Dann, mit unendlicher Erleichterung, spürte ich am Rand meines Bewusstseins das vertraute Kribbeln, das sich immer einstellte, wenn ich in den *Link* zurückkehrte. Ich ließ mich in die *Verbindung* fallen, ließ meine Furcht im Nichts verschwinden.

Die nächste Störung trat in der Mittagspause auf. Ich blinzelte ein paar Mal und starrte dann auf meinen Teller, bis ich mich wieder angepasst hatte. Den ganzen Vormittag über, während ich mich im *Link* befand, hatte ich mich in völlige Stumpfheit sinken lassen und gar nicht erst versucht, gegen die komplette Übernahme durch die *Verbindung* anzukämpfen. Doch nun, da ich wieder vollkommen ich selbst war, kehrte mit einem Schlag die Furcht zurück, die ich den ganzen Morgen so wirkungsvoll unterdrückt hatte.

Ich saß allein in der Cafeteria der Akademie, einem der größten offenen Bereiche in unserem Sektor. Es war ein weitläufiger Raum mit niedriger Decke, die alle fünf Meter durch Säulen gestützt wurde. Kahl, zweckmäßig und grau, wie alles hier. Leises Gemurmel war in der matt erleuchteten Cafeteria zu hören, Schüler, die hauptsächlich den Unterrichtsstoff diskutierten.

Auf einigen Tischen standen leuchtende 3-D-Projektionskuben, in deren Innerem unterschiedliche Abbilder rotierten – entsprechend den Aufgaben, die die Schüler bearbeiteten. Eine Gruppe von Studenten studierte die inneren Strukturen von bionischen Daten-Nanoden. Eine andere beschäftigte sich mit einer Rotationsanimation des menschlichen Schädels.

Während ich zuschaute, klickte einer der Schüler den Schädel an, und das Modell wurde vergrößert, so dass man die Gehirnlappen besser erkennen konnte. Ein weiterer Klick, und die komplexen Nervenetze wurden ebenso sichtbar wie das Hirngewebe und die dünne *Link*-Hardware, die sich überall hindurchwand.

Bis wir das Erwachsenenalter erreichten und den endgültigen V-Chip erhielten, lernten und übten wir den ganzen Tag, damit wir schließlich genau wie unsere Eltern unsere Arbeitskraft der Gemeinschaft zur Verfügung stellen konnten.

Alles hier war wie immer. Ich aber hatte mich noch nicht von den Ereignissen dieses Morgens erholt. Ich musste dringend eine bessere Möglichkeit finden, meine Störungen in den Griff zu bekommen. Ich konnte mich nicht darauf verlassen, dass auch beim nächsten Mal gerade noch rechtzeitig ein Zug kam, um mich zu retten.

Und allmählich begann ich zu vermuten, dass der Junge aus der U-Bahn, der mit den blaugrünen Augen,

ein Anzeichen für eine noch größere Gefahr war. Ein Anzeichen dafür, dass man mich längst schon ein paarmal als anormal gemeldet hatte.

Sobald die Meldung über eine Anomalie aktenkundig ist, wird ein Überwacher ausgeschickt, der den Bewohner diskret beobachtet und dann weiterleitet, ob die Fehlfunktion so gravierend ist, dass sie noch vor dem nächsten regulären Check-up behoben werden muss. Das ist die Aufgabe eines Überwachers: Leute zu entdecken und zu identifizieren, die unter Störungen leiden. Und sie waren Experten darin – aufmerksamer und mit einem schärferen Verstand ausgestattet als die normalen Bewohner. Sensibler als die brutalen Regulatoren für selbst winzigste Hinweise, ob jemand unverbunden war. Sie hatten auch keine auffällige Hardware oder besondere Eigenschaften. Sie waren wie Geister, die sich in der Menge verbargen, überall und nirgendwo zur gleichen Zeit.

Vielleicht hatte jemand an der Akademie bemerkt, wie ich in mich zusammensank, wenn ich aus dem *Link* glitt. Was, wenn meine Eltern oder Markan meine Zeichnungen gefunden hatten? Wenn ja, würden sie mich melden? Ich schluckte. Natürlich würden sie das tun. Loyalität war kein Begriff, den man mit »Familie« verband, Loyalität schuldete man allein der Gemeinschaft. Und selbst dann war es kein Gefühl, sondern klare, kalte Logik. *Wer Anomalien beobachtet, ist verpflichtet, sie zu melden.*

Ich blickte zu den Regulatoren, die in den vier Ecken des Raums postiert waren. Die Regulatoren in der Akademie waren jünger als die, die ich auf Patrouille in den Einkaufsbereichen und der U-Bahn gesehen hatte; sie befanden sich noch in der Ausbildung.

Mir wurde flau bei ihrem Anblick, doch dann beruhigte ich mich damit, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauchte. Wenn jemand mich wegen dem, was an diesem Morgen in der Station geschehen war, dem Zentralsystem gemeldet hätte, dann hätten sie mich längst abgeholt. Trotzdem schaute ich immer wieder von meinem Salat auf, ließ meinen Blick über die Menge wandern, betrachtete die Regulatoren ein wenig länger, wenn es nicht auffiel, und fragte mich, wo wohl der Junge mit den blaugrünen Augen sein mochte, der Überwacher.

Sorgfältig kaute ich meinen Salat, zählte bei jedem Bissen bis fünf. Langsam. Methodisch. Ich zerbiss eine Tomate in meinem Mund, und der Saft spritzte zwischen meine Zähne. Ich hätte am liebsten die Augen geschlossen und den wilden Geschmack genossen – leichte Süße und doch nicht wirklich süß.

Ich wusste, dass all diese Produkte in unterirdischen Warmhäusern gezogen wurden, und dennoch erschien es mir wunderbar und unglaublich, dass man aus einem winzigen Samen etwas so Schönes und Komplexes erstein lassen konnte. Ich spießte ein Stück Brokkoli mit meiner Gabel auf und kaute es nachdenklich, erfreute mich an seiner Beschaffenheit auf meiner Zunge. Und wünschte, ich könnte dieses Gefühl zeichnen, damit ich es in meinen Händen halten konnte.

»Zoel«, sagte eine Stimme neben mir, und fast wäre ich zusammengezuckt. »Ich erbitte deinen Beistand bei den Hausaufgaben, die man uns heute zugeteilt hat.«

Ich blickte zu Maximin und musste mich zurückhalten, um nicht zu lächeln. Genau wie bei mir vor drei Jahren hatten auch seine Tests ergeben, dass er für eine biotechnische Laufbahn geeignet war, und wir waren

beide dazu bestimmt worden, als V-Chip-Techniker zu arbeiten, wenn wir erwachsen waren.

Aber er war ein hoffnungsloser Fall, was das Auswendiglernen betraf. Vor zwei Monaten hatte er Nachhilfe beantragt, und seitdem gehörte es zu meinen täglichen Pflichten, während der Mittagspause mit ihm zu lernen. Ich hatte ihm schon so oft gesagt, dass er um ein Programm bitten sollte, das die Erinnerungsfähigkeit verstärkte, doch er bestand darauf, dass er es auch so schaffen könnte, nur mit Üben und noch mehr Lernen.

Wären wir zu so einer Eigenschaft fähig gewesen, hätte ich denken können, er sei stur.

»Stur« war ein weiteres Wort, das ich in den archivierten alten Texten in der Zentralbibliothek kennengelernt hatte. Genau wie *glücklich*, *traurig*, *schuldig*, *einsam*, *ärgerlich*, *ängstlich*. Das Gesicht des Jungen mit den blaugrünen Augen blitzte wieder in meiner Erinnerung auf. Was hatte der Ausdruck auf seinem Gesicht bedeutet? Dass er ärgerlich war? Angst hatte? Nein, es war nichts davon gewesen. Und plötzlich wurde ich ganz traurig. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, irgendetwas auf den Gesichtern meiner Mitmenschen zu sehen, dass ich mir schon alles Mögliche einbildete.

»Der Beistand wird gerne gewährt, Maximin«, erwiderte ich. »Ich muss jedoch zuerst mein Tablet herausholen.«

Ich bückte mich, um meine Tasche zu öffnen, zog das flache Tablet hervor und legte es auf den Tisch. Während ich auf den Bildschirm tippte, um den Neurochemie-Text zu laden, dachte ich weiter über den grünäugigen Jungen aus der U-Bahn nach. Vielleicht lag es einfach an seinen Augen. Bestimmt war er im *Link* abgetaucht gewesen und hatte mich weder aufmerksam beobachtet



noch mein anormales Verhalten gemeldet, sondern nur rein zufällig den Blick auf mich gerichtet. Ich sollte aufhören, mir über ihn den Kopf zu zerbrechen.

»Sollen wir beginnen?«, erkundigte sich Maximin.

»Ja«, antwortete ich und achtete sorgfältig darauf, meine Stimme ruhig und ausgeglichen klingen zu lassen. Ich sah zu Maximin hin. Sein blondes Haar und seine blasse Haut schimmerten hell im Licht der Cafeteria, seine athletische Gestalt füllte fast mein gesamtes Sichtfeld aus.

Ich berührte den Kommunikator auf meinem Vorderarm. Die fünf mal fünfzehn Zentimeter große Platte leuchtete unter meiner Haut, und ich rief meine Notizen auf.

»Lies dir den Text noch einmal durch«, sagte ich.  
»Danach sehen wir uns meine Mitschrift an.«

Maximin nickte und nahm das Tablet, um zu lesen.

Ich schaute ihm einen Moment lang zu, dann blickte ich auf mein erleuchtetes Arm-Keyboards, um mich von meinen anderen, viel größeren Sorgen abzulenken. Im Alter von fünf Jahren wurden uns die weichen subkutanen Platten implantiert; eine Nachrüstung erfolgte, wenn wir zehn und fünfzehn waren. Auch die Haut selbst fühlte sich ganz weich an.

Wir brauchten nur ein 2-D-Bild, um meine Notizen lesen zu können, und so nahm ich einen der winzigen schwarzen, pyramidenförmigen Projektoren aus meinem Tablet Case und platzierte ihn auf dem Tisch. Mit ein paar Klicks stellte ich eine Verbindung mit meinem Kommunikator her. Ein zwanzig mal dreißig Zentimeter großer Bildschirm leuchtete flach auf dem Tisch auf, und nach einem weiteren Klick erschien darauf meine akkurate Mitschrift.



Heather Anastasiu

**Secrets. Ich fühle**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-26873-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2014

Kann es ein Verbrechen sein, Gefühle zu haben?

Wut, Enttäuschung, Schmerz – Gefühle drohten die Menschheit auszulöschen. Ein Chip befreit sie nun von ihren schädlichen Emotionen. Denn selbstständig zu fühlen ist einfach zu gefährlich. Das erfährt Zoe am eigenen Leib, als plötzlich eine Störung an ihrem Chip auftritt. Zum allerersten Mal entstehen in ihrem Kopf eigene Gedanken und unaufhaltsame Gefühle. Zoe muss dieses Geheimnis um jeden Preis bewahren; sollte es gelüftet werden, droht ihr die Auslöschung. Doch dann gerät ihr Chip derart außer Kontrolle, dass sie sich nicht länger verstecken kann und für ihr Leben und ihre Freiheit kämpfen muss.